



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Neue Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werfen sie gewöhnlich nach der Konfirmation über Bord und nehmen die plattdeutschen Bezeichnungen an, wovon man sich auf allen Viehmärkten überzeugen kann.

Auf die übrigen Wortklassen einzugehen, halte ich nicht für nötig, da später hin und wieder Rücksicht auf sie genommen werden wird.

(Schluß folgt)



Neue Erzählungen



echs Novellen, von denen eine noch aus dem Jahre 1856 stammt, während die andern alle im letzten Jahrzehnt entstanden, sind von Hermann Lingg zu einem neuen Bande vereinigt und unter dem Titel Furchen (Stuttgart, Bohn, 1889) herausgegeben worden. Den Titel erläutert das herbe Motto:

Der Riß, der durch die Schöpfung klast,
Geht mitten auch durchs Menschenherz,
Er teilt es in die Doppelkraft
Von Haß und Liebe, Lust und Schmerz
Und wird zur Furche für die Saat
Der guten und der Unglücksthat.

Wir werden also auf vorwiegend tragische Erzählungen vorbereitet, und diese Erwartung wird auch erfüllt. Es sind wahrhaft erschütternde Geschichten, die uns Lingg erzählt. Da kommt eine Äbtissin in die Lage, den Sohn ihrer verborgen gebliebenen Jugendliebe vor dem Tode durch den Henker retten zu müssen. Mit ihrer Würde ist das Recht der Begnadigung armer Sünder verbunden; aber nur einmal darf sie dieses Recht ausüben, und sie hat es schon einmal ausgeübt, bevor ihrem eignen wilden Sohne (es ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges) der Tod drohte. Um ihn nun zu retten, bereitet sie sich selbst den Tod, um das Begnadigungsrecht der Nachfolgerin zu verschaffen, die sie zu diesem Gnadenakt vorher sich eidlich verpflichten läßt. Eine erhabne Sühne! Eine großartige Frauengestalt, diese Äbtissin in der ersten Novelle „Nur einmal.“ Die zweite, „Aeschylus,“ führt uns mit dem Regiment bairisch-philhellenischer Freiwilligen im Jahre 1832 nach Griechenland. Der Wittelsbacher auf dem griechischen Throne hatte gegen die wilden Palikaren zu kämpfen, die das türkische Joch abschütteln halfen, sich aber der von ganz

Europa eingesetzten Regierung nicht unterwerfen wollten. Die dritte Novelle, eben die aus dem Jahre 1856 stammende, hat den Titel „Die eiserne Krone“ und giebt uns ein ausgeführtes Bild des Langobardenreiches unter König Kunikpert. Germanisches Heidentum und christliches Römertum sind noch Gegenätze, die sich befehden. Eine wechselvolle Liebesgeschichte bildet den Mittelpunkt. Die folgenden drei führen uns wieder in die Gegenwart zurück, Erinnerungen persönlicher Art, die der Arzt und Dichter Lingg gesammelt hat, schimmern hindurch. Hier soll auch die Stimmung neben der Handlung wirken. „Verhüllt“ führt uns das traurige, aber dichterisch anmutende Bild eines aus Liebeskummer geistesverwirrten, ursprünglich aber reich beanlagten Mädchens vor. Die Szene ist eine landschaftlich schön gelegene Irrenanstalt; der junge Arzt, der das Mädchen zu behandeln hat, verliebt sich in seine schöne Patientin, die schließlich den Tod im Wasser sucht und findet. Noch mehr auf die Wirkung lyrischer und landschaftlicher Stimmungspoesie angelegt ist die fünfte Novelle: „Am Lago d'Alverno.“ Ein junger Arzt hat seine Braut bei einer Typhusepidemie verloren und ist darüber schwermütig geworden. Zur Erholung reist er nach Italien. Seine Trauer zieht ihn nach Kampanien; an den Stätten weltgeschichtlicher Melancholie, in den Ruinen Pompejis, am schwermütigen Lago d'Alverno, jenem See, von dem aus nach der Sage der Alten Odysseus den Eintritt in die Unterwelt gefunden hat, will er sich seiner eignen Trauer überlassen. Er erlebt verschiedene Abenteuer, verliebt sich schließlich in eine Doppeltgängerin seiner Braut, die aber in der gleichen Lage ist wie er: sie trauert um ihren in der Schlacht gefallenen Bräutigam, hat aber geschworen, keinem Manne mehr angehören zu wollen. Ob der Arzt gesundet oder nicht, wird nicht weiter erzählt. Einen muntern Ausgang hat die letzte und kürzeste Novelle: „Poet und Sängerin,“ als deren Held sich der Erzähler schließlich selbst entpuppt. Als Student machte er mit einigen Kollegen eine Ferienreise bis nach Mailand. Hier trafen sie in einem Café zwei schöne, kaum erwachsene Mädchen, die als Sängerinnen bettelnd herumzogen. Entzückt von der Schönheit der Gesichter und des Gesanges, warf unser Dichter ein ungewöhnlich großes Silberstück auf den Teller des sammelnden Mädchens, wofür ihn dieses mit einem seine Liebe entflammenden Blick lohnte. Dann verschwand sie mit der Schwester. Die Großmut des Dichters auf Kosten der gemeinschaftlichen Kasse gab zu Neckereien und Reibereien Anlaß, die ein scharfes Duell nach der Heimkehr in die Universitätsstadt zur Folge hatten. Der Dichter behielt eine starke Narbe im Gesicht als Andenken. Inzwischen gestaltete sich seine Lage sehr übel: Juristerei und Poesie lagen bei ihm im Streite, die Poesie behielt die Oberhand, aber er nagte schon am Hungertuche. Da verkündeten eines Tages Anschlagzettel das Konzert einer italienischen Sängerin: es war die Bettlerin aus Mailand, der Dichter erkannte sie sofort beim Besuche des Konzerts. Der

Zufall fügte es, daß er ihr unbekannt und unerkannt in einem Gedicht eine Erinnerung an jenes Mailänder Zusammentreffen erwecken konnte. Das Gedicht hatte zur Folge, daß der hungernde Dichter Empfehlungen an eine Zeitungsredaktion bekam und zum Mitarbeiter bestellt wurde. Ein Jahr darauf saß er bei der Festtafel als angesehenen Schriftsteller an der Seite seiner glühend geliebten Sängerin, die eben wieder in seiner Stadt aufgetreten war. Nun endlich kam es zur Aussprache, und die beiden wurden ein Liebespaar.

Mit Absicht haben wir zuerst den Inhalt der Linggschen Novellen angegeben, denn das ausschließlich auf die Handlung, auf das Abenteuer gerichtete Interesse des Dichters ist ihr zuerst ins Auge springendes Merkmal. Sie sind sämtlich stofflich sehr interessant. Dennoch bereiten sie keine reine Freude, keinen vollen künstlerischen Genuß. Woher rührt das? Man kann nicht sagen, daß die Sprache des Erzählers unedel wäre, oder daß er uns mit unbedeutenden Betrachtungen störte; das Gefühl, einen ernstern, ja bedeutenden Mann sprechen zu hören, wird kein Leser leugnen können. Schon der Blick für das wirklich Erzählenswerte, die Sachlichkeit, die ihn erfüllt, sind ein Zeugnis für seine Bornehmheit. Der Fehler muß also wo anders liegen. Daß Lingg seine Novellen nicht nach dem Heynschen Schema komponirt, nicht immernur ein Motiv ausarbeitet, sondern zuweilen sogar störend, wie z. B. in der Versuchung des Arztes, Sänger von Beruf zu werden, in „Lago d'Alverno,“ Nebensachen ausführt, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, obwohl Heyse mit seiner Forderung künstlerisch im Rechte ist, denn ein Kunstwerk muß klar, schnell und leicht übersehbar und darum einheitlich komponirt sein, wenn es einen schönen Eindruck machen und sich dem Gedächtnis einprägen soll. Wir wollen darum nicht mit ihm rechten, weil eine Profanovelle noch sonst Vorzüge genug aufweisen kann, um für jenen Mangel zu entschädigen. Aber Lingg läßt sich noch andre Fehler zu Schulden kommen, die dazu beitragen, seine Novellen um ihre Wirkung zu bringen. Er läßt z. B. manches Motiv unklar, unfertig liegen, er erzählt etwas nicht, worauf er unsre Erwartung gespannt hat, wie z. B. die ganze Geschichte des Stiefbruders jenes Philhellenen, die mit so viel Spannung eingeleitet ist, oder die eigentliche Bewandnis um jene Secrosen, die die arme Trübsinnige in der Novelle „Verhüllt“ so liebt. Der wichtigste Mangel aber an Linggs Erzählungskunst ist sein Unvermögen, uns wirklich für die Charaktere seiner Handlungen zu erwärmen. Wenn sich die moderne Novelle in ihrer Menschendarstellung zuweilen in eine haarspalterische Psychologie verirrt, so thut Lingg das Gegenteil: die Handlung, die That ist ihm alles, die Persönlichkeit, die dran hängt, Nebensache. Das ist aber für unsern Geschmack verkehrt, ein Erzähler darf sich alle Fehler gestatten; wenn er lebensvolle und lebenswarme Menschen vor unsre Phantasie hinstellen kann, verzeihen wir ihm alles. Lingg verweilt nicht bei dem Zuständlichen; selbst in Geschichten, die ganz auf Stimmungspoesie angelegt sind, wird die Stimmung nur flüchtig

angedeutet, nicht aber mit künstlerischem Behagen ausgeführt. Der Erzähler eilt uns viel zu schnell vorwärts, während wir verweilen möchten, weil es gar so schön wäre! Darum mutet uns sein Vortrag zuweilen wie ein trocknes „Referat“ an, das uns so lange kalt läßt, bis wir mit eigener Phantasie das Nötige hinzuthun, um die Begebenheiten in ihrem Werte zu erkennen und zu genießen. Eine wahre poetische Freude kann also bei diesem, man möchte fast sagen mürriſchen Erzähler, trotz aller Achtung, die man ihm bereitwillig zollt, nicht aufkommen.

Mit einem stattlichen zweibändigen „Roman aus Rumänien“: Ionel Fortunat führt sich ein neuer Name: Marco Brociner in die Litteratur ein (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1889); nach Andeutungen aus der Vorrede zu schließen ein Rumäne, der sich in Deutschland (Heidelberg) seine Bildung erworben hat. Brociner ist ohne Zweifel ein eigenartiges Talent. Ein Phantasiemensch, der originell erfinden kann; ein dichterischer Mensch, denn er hat Sinn für Naivität, er kann Kinder schildern; ein künstlerisches Naturell, denn er hat Humor, er lacht am heitersten über die Gestalten, die er am liebevollsten nach allen Seiten hin charakterisiert, er steht mit vieler Freiheit seinen Menschen und Menschlein gegenüber; auch ein Stück Lyrik steckt ihn ihm, denn er vermag Stimmung zu machen: schwül und heiter, düster, beklemmend und wehmütig elegisch; er versteht sich auf alle Künste des Erzählers, zu spannen, zu erregen, sogar bis zu einem Maße, das man nicht mehr loben kann. Er ist auch frei von jeder Tendenz, die bei seinem Werke nahe lag. Aber freilich, er verrät zu sehr die Absicht, durch starke Effekte die Menge anzulocken. Und auch noch andre, sozusagen persönliche Fehler hat sein guter „Ionel Fortunat.“

Brociner führt uns in das Rumänien der Gegenwart, um dessen Sitten zu schildern. Ostslawische Halb- oder Vierteltkultur ist dort dicht neben den raffinierten Pariser Lebensgenuß gestellt. Das Land hat eine konstitutionelle Verfassung, jeder Bauer ist Wähler, aber eine wahre Gerechtigkeit, die zwischen Reich und Arm, zwischen Bauer und Bojar unparteiisch urteilte, giebt es nicht. Herrliche Erinnerungen an eine heroische Vergangenheit erfüllen die Köpfe der jungen Idealisten, aber die Männer am Ruder sind derbe Streber, die ihre Stellen ausnützen, um sich auf Kosten des Volkes zu bereichern. Alle führen die großen Phrasen von Fortschritt und Zivilisation im Munde, aber es geschieht nichts, um das grenzenlos arme Volk in Wahrheit zu fördern. Die goldne Jugend verpraßt in Tangelangels ihre leiblichen und wirtschaftlichen Kräfte. In diesen Lokalen finden sich alle Stände vom Minister bis herab zum Journalisten einträchtiglich zusammen. Die Volksjägerin und Seiltänzerin macht die besten Geschäfte, während das vornehme Schauspielhaus leer bleibt. Die Damen der guten Gesellschaft überbieten sich gegenseitig im Luxus der Toiletten. Zu wirtschaften versteht offenbar kein Mensch. Typisch in Europa ist ja der reisende Bojar, der sein Geld auf lustige Weise durchbringt. Brociner schildert

uns einen solchen nach seiner Rückkehr, mürrisch auf sein letztes Gütchen zurückgezogen, nachdem er alle seine schönen Dukaten verschwendet hat. Natürlich spielen in solcher Gesellschaft die Juden eine große Rolle. Der Jude, berechnend, sparsam, knickerisch, schlau, wird reich im Lande der Verschwender und Lüstlinge. In der Stadt ist er Bankier, auf dem Lande Branntweinhändler; wenn der Bojar sein Geld in üppigen Sälen beim Champagner und hohen Spiel durchbringt, so tröstet sich der rumänische Bauer mit Ausdauer in der Branntweinschenke in allen Glücks- und Unglücksfällen des Lebens. Brociner kennt keinen Mittelstand in Rumänien, außer eben den Juden. Der rumänische Geistliche beschließt den Kreis der Stände; er gehört dem griechisch-katholischen Ritus an, darf heiraten, aber auch ebenso bildungslos wie der Bauer sein, für dessen Seelenheil er zu sorgen hat.

So etwa spiegelt sich das Bild Rumäniens in Brociners Roman wieder, und da der Erzähler im Vorwort ausdrücklich die realistische Treue seiner Schilderung hervorhebt, die ihm als Einheimischem wohl möglich wurde, so dürfte er die Wahrheit treffen. Er hat auch seine Handlung gut erfunden, um einen großen Kreis sozialer Erscheinungen in seine Darstellung einzubeziehen. Der Bojar Fortunat, der Vater Jonels, ist auch einer jener Bojaren, die im Ausland ihr Geld durchgebracht und sich nun schmollend auf ihr letztes Gut zurückgezogen haben. Er hat eine schöne Jüdin, des armen Musikanten und Hausirers Zibili Psantirs Schwester, leidenschaftlich geliebt; aus diesem Verkehr ist Jonel entsprossen. Die schöne Jüdin hat sich aber umgebracht, als sie zur Erkenntnis der Unmöglichkeit einer gesetzmäßigen Ehe mit Fortunat gekommen war. Nach zwölfjähriger Trauer heiratet dieser endlich wieder, und zwar eine schöne Bojarentochter, die er früher der Jüdin zuliebe in letzter Stunde hatte sitzen lassen; jetzt ist diese Witwe und im Besitz eines Vermögens, womit dem verarmten Fortunat wieder aufgeholfen wird. Er schickt seinen Sohn nach Berlin und Heidelberg, und als Doctor juris kehrt Jonel Fortunat in die sehnsuchtsvoll vermißte Heimat Rumänien zurück. Nun findet er aber die Verhältnisse wieder verworren. Die schöne Stiefmutter hat in Saug und Braus gelebt und ihr Vermögen ruiniert. Fortunat, der Vater, hat auf seinen Besitz Hypotheken aufnehmen müssen, die ihn schwer bedrücken; außerdem hat er den Versuch gemacht, sich durch den Bau und Betrieb einer Fabrik aufzuhelfen, und ist auch dabei gescheitert. Da verfällt seine Frau auf den Einfall, das Gut Dance, das unter Freisassen verteilt ist, für ihren Mann in Anspruch zu nehmen; sie stützt sich dabei auf alte Rechtstitel, deren Gültigkeit die Bauern bestreiten. Es entsteht ein langwieriger Prozeß, der nur deswegen von einer Instanz nach der andern zu Gunsten Fortunats entschieden wird, weil alle Richter durch die persönliche Freundschaft mit der Gutsherrin partiisch gestimmt sind. In diesem Streite steht nun Jonel auf Seiten der Bauern, und einigemal scheint es, als sollte sich aus diesem großen Gegensatz

zwischen Kindesliebe und Rechtsgefühl eine mächtige Tragödie entwickeln. Daß dem nicht so ist, daß alle Vorbereitungen dazu getroffen werden, um sie schließlich doch zu vermeiden, das ist der Grundfehler des Romans, und daran krankt auch die Zeichnung des Titelhelden. Zonel ist mit allen möglichen idealen Eigenschaften ausgestattet: schön, edel, rein, begabt, ein Dichter, ein Redner, ein redlicher Mann, aber kein Charakter, weil er immer von einer Seite, der des schwankenden Liebhabers, geschildert wird, und weil er selbst nie dazu kommt, die Handlung zu führen. Im Gegenteil, er muß immer von andern gestoßen werden. Brociner hat offenbar diesen Zonel am wenigsten klar von allen seinen Figuren geschaut, und das ist umsomehr zu bedauern, als er eben der Held des Romans ist. Neben der Prozeßgeschichte läuft eine verwickelte Liebesgeschichte her, sie wächst aber dem Erzähler weit über das rechte Maß hinaus, er hat sie viel zu ausführlich dargestellt, und auch darunter leidet der Gesamteindruck seines Buches; denn ursprünglich war das Buch nicht auf eine Ehebruchsgeschichte angelegt, sondern auf eine Sittenschilderung der rumänischen Gesellschaft. Wir gestehen auch, daß wir dieser Geschichte, so wirkungsvoll sie auch erfunden sein mag, keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten; schließlich nimmt sie ein gewaltiges Ende. Nach dem Verlust ihres Prozesses stürmen die Bauern von Banesti das Schloß Fortunats, auch der herbeigeeilte Zonel vermag sie nicht zu beruhigen, aber Lea, die Heldin jener Ehebruchsgeschichte, rettet ihm das Leben, indem sie sich der ihm bestimmten tödlichen Kugel in den Weg wirft. Ganz im Geschmacke George Dhnets, der kein guter Geschmack ist. Brociners Roman ist, wie die Vorrede mitteilt, schon von Ganghofer dramatisiert worden; vermutlich ist gerade dieser Teil für das Drama herausgehoben worden. Wir dürfen uns also auf ein Stück vom Schlage des „Hüttenbesizers“ gefaßt machen.

Im ganzen halten wohl die Fehler des „Zonel Fortunat“ seinen Tugenden die Wage. Es ist nicht zu loben, daß er zu sehr in einzelne Bilder zerfällt, aber diese Bilder sind zumal in den Schilderungen der Bauern, Bukarests, Valenis, der Episodenfiguren voller Poesie, wie z. B. der Musikant Zibili, der all seinen Jammer in die Geige spielt, oder der pessimistische Skeptiker Tschuku, ein buckliger Advokat mit viel Geist und großer Verliebtheit, der sich immer auf Richard III. beruft, um zu beweisen, daß auch bucklige, häßliche Männer von schönen Frauen geliebt werden können. In solchen kleinen Genrebildern ist Brociner vorderhand am geschicktesten. Aber dabei geht ihm der große Zug verloren, den eine Romanhandlung erfordert. Es ist ferner ein Zeichen des Erstlingswerkes, daß der Dichter zuviel anstrebt, er geheimnißt mehr in die Erzählung hinein, als er ausführen kann oder als zur Sache gehört. Nur ein Notbehelf war es, Zonel auch noch zum Dichter zu machen; dies ideale Gegengewicht zum Sittenbild ist am schwächsten geraten. Auch hat Brociner einzelne Fäden angesponnen, ohne sie abzuschließen; so ist z. B.

nicht einzusehen, was die Geschichte mit dem Bucherer Grünspecht soll, der immer droht, der Tonel sogar auffucht, um ihn an eine reiche Braut zu verheiraten, und schließlich verschwindet, man weiß nicht wohin. Das alles sind Fehler einer Erstlingsarbeit. Wir wollen uns gern an ihre Vorzüge halten, Vorzüge, die etwas für die Zukunft versprechen. Hoffentlich wird Brociner später auch sorgfältiger mit seiner Sprache umgehen und sie von überflüssigen Fremdwörtern und Ausdrucksismen säubern.

Wien

Moriz Tecker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Vortragsfeuchte. Ich habe Zeit meines Lebens schon manchen schönen Vortrag gehört, aber auch (man glaubt mir wohl ungeschworen) manchen herzlich langweiligen. Die gebührende Dankbarkeit für jene sollte mich am Ende abhalten, schnöde Bemerkungen über die Vortragsfeuchte zu machen, aber ich habe leider auch schon eine ganze Reihe selber halten müssen, hoffentlich nicht alle von der zweiten Art, und die Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe, geben mir denn doch, sollte ich denken, ein Recht, auch einmal auf die krankhaften Auswüchse dieser Modopflanze unsrer Zeit hinzuweisen.

Zunächst steht das eine fest, es werden viel zu viel Vorträge gehalten. Wenn man sich in der richtigen „Hochsaison“ umsieht, welche Speisekarte von Vorträgen nur in einer Woche prangt auf der Vereinstafel des Tageblättchens, so kanns einem schon von den bloßen Titeln übel und weh werden! Über die „wissenschaftlichen“ Erfordernisse zur „Fertigstellung“ einer guten Fußbekleidung, über das Leben in der Tiefsee, über Luftschiffahrt und ihre Wichtigkeit für die Kriegsführung, über alte Stadtkassenrechnungen, über natürliche Lebensweise und „Normal“bekleidung, über Sprachreinigung, über Personenporto, über Aufhebung der öffentlichen Häuser, über Wagners Möbelungen und das Kunstwerk der Zukunft, über Weltsprache, über Arbeiterkolonien, über problematische Kindernaturen, über Notenschrift und Rhythmik, über Trinkerheilanstalten, über Rodbertus und das beste Lohnsystem, über nordische Götterlehre und Christentum, über das Trinkgeldumwesen, über Kamerun und seine Bewohner, über das Wasser im Haushalte der Natur, über Goethe und Frau von Stein, über Leuchttürme und Wetterwarten — kurz über alles mögliche und noch einiges andre predigt man da, und es giebt wahrhaftig biedere Vortragsonkel, die womöglich keinen auslassen! Die Ankündigungen schließen ja schon längst herkömmlicherweise allesamt mit der freundlichen Wendung: Gäste sind willkommen, und so sitzt denn der richtige Bildungsgeier Abend für Abend mit wahnsinnig ernsthaftem Widdergesichte da und hört Tod und Teufel zusammen, schreibt wohl gar nach, stenographisch, wenns sein kann! Ja, wenns nur viele von der Sorte gäbe! dann könnte doch jeder Verein auf einen leidlichen Stamm von Zuhörern rechnen. So aber ist manchmal nur ein winziges Häuflein Getreuer, die dem Lockrufe folgen, der, von der amtlichen Anzeige des Vorstandes abgesehen, auch